



Glaubenssachen

Sonntag, 7. November 2021, 08.40 Uhr

Christus in der Ulme
Der Glaube im Werk von Dostojewski
Von Jan Ehlert

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Im Gottesdienst seines Klosters ist der Vater Ferapont nur selten zu sehen. Den ganzen Tag verbringt der Mönch in seiner Einsiedelei, einer alten, halbzerfallenen, hölzernen Zelle in einem Mauerwinkel. Besucher, die allerdings nur selten kommen, berichten, er habe den ganzen Tag auf den Knien gebetet, ohne aufzustehen oder nur gar den Blick zu heben. Ein großer Gerechter sei er, erzählen die Mönche. Ein Glaubenseiferer. Aber auch: ein religiöser Irrer.

Fjodor Dostojewski hat diesen Vater Ferapont in seinem großartigen Roman „Die Brüder Karamasow“ verewigt - und damit auch einen bestimmten Typus der orthodoxen Kirche im Russland des 19. Jahrhunderts. Das Himmelreich müsse man sich durch Gebete und Askese verdienen, so die damalige Lehre. Doch Dostojewski zeichnet Ferapont nicht als Heiligen. Als ein junger Mönch aus Obrosk den Vater besuchen kommt, da offenbart sich Ferapont - und zeigt auf einen Baum, der in der Nähe seiner Zelle wächst.

„Du meinst, er ist eine Ulme?“, sagt der Vater: „Nach meiner Meinung ist er etwas anderes.“ – „Was denn?“ fragte der Mönch. Siehst du diese beiden Äste? Des Nachts streckt dort Christus verlangend seine Arme nach mir aus, ich sehe es deutlich und zittere. Furchtbar, oh, furchtbar!“ – „Was ist daran so furchtbar, wenn es Christus ist?“ – „Er wird mich fassen und hinauftragen.“

Geschrieben hat diese Szene der russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski. Er wurde am 11. November 1821, also vor 200 Jahren geboren. Theologen wie Karl Barth, aber auch Atheisten wie Albert Camus berufen sich auf ihn. Welche Rolle aber spielte der Glaube für Dostojewski selbst? Die Frage nach der Beziehung zwischen Gott und den Menschen zieht sich durch sein Leben - und durch seine Romane. Hier, bei Vater Ferapont in „Die Brüder Karamasow“ ist es ein strafender Gott, vor dem der Mönch sich ins Gebet flüchtet, vor dem er niederkniet. Welche Sünden mag er begangen haben, dass er so sehr die Begegnung mit seinem Heiland scheut? Dostojewski lässt seine Leser darüber im Unklaren. Doch dem Bild des ängstlichen, von der Welt entfremdeten Mönches stellt er ein anderes Bild entgegen. Jenes des Starez Sossima. Auch er hat in der Einsamkeit die Nähe Christi gesucht. Jedoch mit einem ganz anderen Ergebnis:

„Liebet einander, ihr Väter!“ sprach der Starez. „Liebet das Volk Gottes! [...] Denn wisset, ihr Lieben, daß jeder einzelne von uns an allem und jedem auf Erden Schuld trägt, nicht nur, weil er an der allgemeinen Schuld der Welt teilhat, sondern ein jeder einzeln für alle und für jeden Menschen auf dieser Erde. [...] Dann wird jeder von euch imstande sein, die ganze Welt durch Liebe zu gewinnen und die Sünden der Welt mit seinen Tränen abzuwaschen. Ein jeder höre auf die Stimme seines Herzens.“

Hier die Strafe, dort die Liebe. Hier die Dogmen der Kirche, denen man folgen muss. Dort die innere Stimme, die den barmherzigen Weg weist. Weiter auseinander könnten die beiden Mönche nicht sein. Auf wessen Seite Dostojewski steht, darüber lässt er keinen Zweifel aufkommen. Die „Erkenntnis Christi mit dem Herzen“ sei das Ziel des

Glaubens, schreibt er an anderer Stelle. Mit den Geistlichen seiner Zeit geht er dagegen hart ins Gericht. „Niemand sei von einem solchen Materialismus erfüllt wie der geistliche Stand“, notiert er in seinen Entwürfen zum Karamasow-Roman. Der Pope sei im Messgewand geehrt, ohne das Messgewand aber ein Geldsucher und Räuber“. Sein Starez Sossima – Starez bezeichnet einen Mönch, der wegen seiner Weisheit, nicht wegen seiner Position verehrt wird - ist ein radikaler Gegenentwurf.

„Liebet euch untereinander und verzeiht die Beleidigungen“ – Grundlage dieser religiösen Überzeugungen Dostojewskis ist ein Bibelzitat aus dem Neuen Testament. Schon in einem seiner ersten Romane, „Erniedrigte und Beleidigte“ greift er es auf, lässt das verstoßene, in Armut lebende Mädchen Nelly davon erzählen. Warum, so fragt sie wieder und wieder ihren Großvater, könne er ihrer Mutter nicht verzeihen, obwohl Jesus es doch gebiete? Aber nicht nur dem Großvater fehlt die Größe, wie Christus zu sein. Auch Dostojewski selbst sah seinen Heiland als unerreichbares Vorbild.

„Gott [schenkt] zuweilen Augenblicke vollkommener Ruhe; in diesen Augenblicken habe ich mir mein Glaubensbekenntnis ausgestellt, in dem mir alles klar und heilig ist. Dieses Glaubensbekenntnis ist höchst einfach, hier ist es: Ich glaube, dass es nichts Schöneres, Tieferes, Sympathischeres, Vernünftigeres, Männlicheres und Vollkommeneres gibt als den Heiland; ich sage mir mit eifersüchtiger Liebe, dass es dergleichen nicht nur nicht gibt, sondern auch nicht geben kann.“

Als Dostojewski diese Zeilen schreibt, hat sein Leben - und auch sein Glaube - einen entscheidenden Einschnitt erlebt. Aufgewachsen war er in einer Familie, in der Bildung und auch religiöse Erziehung eine große Rolle spielten. Regelmäßig kam ein Diakon ins Haus, um den jungen Fjodor und seine Brüder im orthodoxen Glauben zu erziehen. Das Thema von Dostojewskis erstem Roman, „Arme Leute“, ist jedoch noch kein theologisches, sondern ein soziales: es ist die tragische Geschichte zweier Liebender, die aus wirtschaftlichen Gründen nicht zueinander finden können. Das Buch wurde ein großer Erfolg. Doch wenige Jahre später wurde Dostojewski verhaftet und zum Tode verurteilt. Der Vorwurf: Er habe in seinen Texten das Zarentum kritisiert, revolutionäre Gedanken gehegt. Erst im letzten Augenblick - Dostojewski steht bereits mit verbundenen Augen auf dem Schafott - wird er begnadigt, die Todesstrafe zur Gefängnisstrafe umgewandelt.

Im Straflager wird die Bibel sein ständiger Begleiter. Das beschreibt er in seinen Aufzeichnungen über diese Zeit: „Aus einem Totenhaus“

„Mir stahl einmal ein Arrestant meine Bibel, das einzige Buch, das man im Zuchthause besitzen durfte; er selbst gestand es mir am gleichen Tage, doch nicht aus Reue, sondern aus Mitleid mit mir, weil ich sie so lange suchte.“

Doch mindestens genauso wichtig wie die biblischen Erzählungen war für Dostojewski das Aufeinandertreffen mit den übrigen Häftlingen. Glaubt man dem Theologen Eugen Drewermann, dann war es diese Zeit im Gefängnis, die ihn erst zum Schriftsteller machte, der den Armen und Unterdrückten eine Stimme gab. Und noch mehr bewegte

und beeindruckte ihn: Es gab Menschen, die auch ihnen, den Gefangenen und Verurteilten, mit Liebe begegneten.

„Die höheren Klassen in unserer Gesellschaft haben keine Vorstellung davon, wie die Kaufleute, die Kleinbürger und die ganze niedere Volksschicht für die "Unglücklichen" sorgen. Das Almosengeben findet fast ohne Unterbrechung statt; die Gaben bestehen fast immer in Brot, Semmeln und Kringeln, viel seltener in Geld. Ohne diese Almosen hätten die Insassen der Gefängnisse ... ein gar zu schweres Leben.“

Doch wo war die Kirche in dieser Zeit des 19. Jahrhunderts? Wo der Gott, der zuließ, dass selbst viele Altgläubige sich im Straflager wiederfanden? Dostojewski stürzt in eine Glaubenskrise - aus der er jedoch gestärkt wieder hervorgeht. Seine damaligen Gedanken hat Dostojewski in einem Brief an seine Vertraute, Natalja Dmitrijewna Fonwisina, festgehalten:

“Ich will ihnen von mir sagen, dass ich ein Kind dieser Zeit, ein Kind des Unglaubens und der Zweifelssucht bin und es wahrscheinlich (ich weiß es bestimmt) bis an mein Lebensende bleiben werde. Wie entsetzlich quälte mich diese Sehnsucht nach dem Glauben (und quält mich auch jetzt), diese Sehnsucht nach dem Glauben, die um so stärker ist, je mehr Gegenbeweise ich habe.“

Eine Geschichte, die ihn besonders beeindruckt, ist jene von Hiob. Leid zu tragen, es auch für andere zu ertragen, scheint ihm eine Prüfung, die es zu bestehen gelte. In seiner Figur des Rodion Romanowitsch Raskolnikow, dem Protagonisten aus „Schuld und Sühne“ hat Dostojewski diesen seinen Zweifel literarisch verarbeitet. Raskolnikow, ein Jura-Student, der in großer Armut lebt, ist überzeugt, dass außergewöhnlich begabte Menschen wie er das Recht hätten, gewöhnlichere Menschen für ihre Zwecke zu nutzen. Und so erschlägt er die fromme Pfandleiherin Aljona Iwanowna, um mit ihrem Geld ein besseres Leben zu führen. Doch sein Gewissen verfolgt ihn mit seiner Schuld, er wird schwer krank – und landet schließlich im Gefängnis. Alle wenden sich ab, nur die Prostituierte Sonja, die ebenfalls von der höheren Gesellschaft verachtet wird, bleibt bei ihm - und schenkt ihm eine Bibel, die ihm schließlich neuen Lebensmut gibt. So wie Sonja ihm das Gleichnis von Lazarus vorlas, der von den Toten auferstanden ist, hofft auch er auf die Wiederauferstehung aus dem Totenhaus.

„Unter seinem Kissen lag das Neue Testament. Bis jetzt hatte er es nicht mal aufgeschlagen. Er schlug es auch jetzt nicht auf, aber ein Gedanke zog ihm durch den Sinn: „Können denn ihre Überzeugungen jetzt nicht auch meine Überzeugungen sein? Wenigstens ihre Gefühle, ihre Bestrebungen ...?“ Er überlegte nicht einmal, daß das neue Leben ihm doch nicht ganz umsonst zuteil werde, daß er vielmehr einen hohen Preis dafür entrichten, es mit einer großen zukünftigen Tat werde bezahlen müssen. Aber hier fängt schon eine neue Geschichte an, – die Geschichte der allmählichen Erneuerung eines Menschen, die Geschichte seiner allmählichen Wiedergeburt, des allmählichen Überganges aus der einen Welt in eine andere, der Bekanntschaft mit einer neuen, ihm bisher völlig unbekanntem Wirklichkeit.“

Mit diesen Sätzen endet der Roman „Schuld und Sühne“ - und es ist nicht nur der Verbrecher Raskolnikow, der hier eine Wiedergeburt durchläuft. In seinem Namen verbergen sich die Raskolniki, russisch für „die Altgläubigen“. Ihr Anspruch, über richtig und falsch zu urteilen, wird mit diesem Buch von Dostojewski offen infrage gestellt. Der Bruch, den Dostojewski mit den traditionellen geistlichen Institutionen vollziehen sollte, zeichnet sich hier schon ab. Sein Ziel war ein anderes:

„Eine große Tat der Liebe und echter Aufklärung. Das ist meine Utopie“

Eine Utopie, die radikaler war, als sie auf den ersten Blick scheint. Darauf verweist der Ostkirchenhistoriker Konrad Onasch. Denn die „Aufklärung“ sei eine Weiterentwicklung der Taufe: Es reiche nicht, per Sakrament in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen zu werden. Auch die eigene Auseinandersetzung mit der Bibel, die eigene Auseinandersetzung mit Gott, unabhängig von den Lehren der Kirche, sei für das Christsein essenziell. Damit, so Onasch, stehe Dostojewski in einer langen Tradition der russischen Lientheologie, etwa Nikolai Iwanowitsch Nowikows, einer der prägendsten Gestalten der russischen Aufklärung, dessen Texte Dostojewski bereits als junger Mann gelesen hatte. Diesen Lientheologen, schreibt Onasch, sei folgendes gemein:

„Ein deutliches Unbehagen an der philosophischen Unbeweglichkeit der offiziellen Schultheologie und an der ängstlichen Aussparung offengebliebener Fragen spekulativer aber auch sozialer Art.“

Dieses Unbehagen teilte Dostojewski. Deutlich sprach er sich gegen Gewalt, gegen so genannte Ketzer und Häretiker aus, deutlich kritisierte er in seinen Schriften die Verdammung von Menschen, die sich selbst getötet hatten. Ganz besonders war es aber die soziale Frage, in der er den geistlichen Stand seiner Zeit kritisierte: Was ist eine Kirche wert, die mehr auf ihre Macht schaut, anstatt an der Seite derjenigen zu sein, die am Rande der Gesellschaft stehen? Für ihn sei die Botschaft des Glaubens eine andere:

„Ich definiere Orthodoxie nicht als mystischen Glauben, sondern als Menschenliebe, und darüber bin ich froh ... Das Element des Glaubens besteht im lebendigen Leben, in der inneren Würde. Haben Sie etwas Besseres als Christus?“

Was aber würde Christus zum Zustand der Kirche in der Welt des 19. Jahrhunderts sagen? Nachdem Dostojewski sich nach „Schuld und Sühne“ in seinem Roman „Der Spieler“ zunächst wieder von den theologischen Fragen entfernt und seine eigene Spielsucht verarbeitet hatte, sollte sein nächster Roman sich mit dieser Vision auseinandersetzen.

„Die Grundidee ist die Darstellung eines wahrhaft vollkommenen und schönen Menschen. Und dies ist schwieriger als irgendetwas in der Welt, besonders aber heutzutage. [...] Es gibt in der Welt nur eine einzig positiv-schöne Gestalt: Christus.“

„Fürst Christus“ lautete der Arbeitstitel des Buches, das Dostojewski 1867 in der Schweiz zu schreiben begann. Die „Gestalt eines einfältig-gütigen Menschen“ stehe im Mittelpunkt, die ein Gegengewicht zu einen „herrsüchtigen, leidenschaftlichen Intellektuellen“ darstelle, schrieb er in seinen Notizen. Während letztere im Verlauf der Arbeit immer mehr in den Hintergrund geriet, nahm die Gestalt des ersteren immer konkretere Formen an: Aus „Fürst Christus“ wurde „Fürst Myschkin“, der Protagonist in Dostojewskis Roman „Der Idiot“. Ein Mensch, der unerwartet in der Petersburger Gesellschaft auftaucht und durch seine naiv wirkende Menschenliebe zum Gespött der zynisch gewordenen Bürgerschicht wird, besonders des Kaufmanns Rogoschin – sich davon aber nicht beirren lässt.

An einer Stelle gerät dieser gutmütige Mensch aber doch in Rage. Als er im Roman über den Katholizismus spricht, den Glauben des westlichen Europas.

„Erstens ist er ein unchristlicher Glaube!“ erwiderte der Fürst in großer Erregung und mit übermäßiger Schärfe. »Und zweitens ist der römische Katholizismus sogar schlimmer als der Atheismus selbst; das ist meine Meinung! Ja, das ist meine Meinung! Der Atheismus predigt nur das Nichts; aber der Katholizismus geht weiter: er predigt einen entstellten Christus, einen durch Verleumdung und Beschimpfung karikierten Christus, das reine Gegenteil von Christus!“

Vorangegangen war diesem Roman eine Europareise Dostojewskis. Der Hedonismus und der Materialismus, den er dort nach eigenen Angaben erlebt hatte, haben ihn offensichtlich tief erschüttert. Sein Fürst Myschkin ist daher auch ganz bewusst ein osteuropäischer Messias. Das Wesen des religiösen Gefühls erkenne man am klarsten und schnellsten in der russischen Seele, sagt Myschkin. Und auch Dostojewski war davon überzeugt. In einem Brief an seinen Freund, den Publizisten Apollon Majkow schrieb er:

„Die Mission Russlands liegt im orthodoxen Glauben, im Licht aus dem Osten, welches zu der erblindeten Menschheit im Westen flutet, die Christus verloren hat. Alles Unglück Europas, alles, alles ohne Ausnahme, rührt daher, dass es mit der römischen Kirche abgekommen ist und meint ohne ihn auszukommen.“

Wie weit sich aus seiner Sicht insbesondere die katholische Kirche von der Lehre Christi entfernt habe, beschreibt Dostojewski schließlich in seinem letzten großen Roman „Die Brüder Karamasow“. Darin enthalten ist ein kurzes Poem: „Der Großinquisitor“. Erzählt wird es von Iwan Karamasow, einem intellektuellen Zyniker. Es spielt zu Zeiten der spanischen Inquisition, in Sevilla, als zahlreiche Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurden. Dort, in diese Stadt, kehrt Jesus zurück auf die Erde.

„Er kam unauffällig und still, doch erkannten sie ihn alle. Die Menge strömt mit unaufhaltsamer Gewalt auf ihn zu, umringt ihn und folgt ihm. Er schreitet wortlos unter den Menschen dahin, mit dem stillen Lächeln unendlichen Erbarmens.“

Jesus nimmt den Schmerz derjenigen, die an ihn glauben, auf sich. Erweckt ein totes Mädchen wieder zum Leben. Doch nicht alle lieben ihn dafür: Der Großinquisitor, ein greiser, hartherziger Mann, lässt Jesus gefangen nehmen. Auch er erkennt in ihm zwar den Messias, doch ist er alles andere als erfreut über dessen Wiederkehr. Stattdessen wirft er ihm vor, seine Jünger und die Kirche alleingelassen zu haben.

„Warum hast Du diese letzte Gabe von Dir gewiesen? Hättest Du das Reich und den Purpur Caesars angenommen, Du hättest das Weltreich gegründet und der ganzen Welt den ewigen Frieden gestiftet. Geh und komme nicht wieder. Niemals, niemals!“

Jesus aber schweigt, nähert sich dem alten Mann und küsst ihm still auf seinen blutleeren Mund. Das ist seine ganze Antwort. Auch hier siegt die Liebe über die Institution Kirche. Diese Liebe aber könne nur aus den Menschen selbst heraus kommen. Besonders in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg fand diese Idee auch in der deutschen Theologie großen Widerhall. Denker wie Karl Barth und die Bekennende Kirche beriefen sich auf Dostojewski - der bis zuletzt ein großer Zweifler blieb. Scharf geht er in seinem Roman mit dem Gedanken der Theodizee ins Gericht. In einer Welt, in der Kinder leiden müssten, wolle er nicht leben, sagt der intellektuelle Zyniker: „Nicht Gott ist es, den ich ablehne“, sagt er, „ich gebe ihm nur die Eintrittskarte für diese Welt ergebenst zurück.“ Mit dem charismatischen, teuflergleichen Stawrogin in „Dämonen“ und dem Spötter Ippolit in „Der Idiot“ hat Dostojewski weitere wortgewaltige Skeptiker geschaffen, die den Glauben immer infrage stellen. Angst, seinem Schöpfer gegenüberzutreten, hatte Dostojewski jedoch nicht. Den Glauben eines Vaters Ferapont, hatte er längst hinter sich gelassen. Wenige Monate vor seinem Tod schrieb er: „Ich glaube an Christus und bekenne mich zu diesem Glauben, nicht wie ein Kind, sondern mein Hosianna ist durch das große Fegefeuer der Zweifel hindurchgegangen“.

* * *

Zum Autor:

Jan Ehlert; NDR-Redakteur, Host des NDR Bücherpodcasts eat.READ.sleep